

Zeitschrift: Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte
(Société suisse de préhistoire)

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 5 (1912)

Rubrik: Neolithische Zeit

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II. Neolithische Zeit.

a) Allgemeines.

1. Anthropologisch-ethnologische Fragen.

Die neolithische Forschung hat in den letzten Jahren in unseren Nachbarländern derartige Fortschritte gemacht, dass bereits die ersten Versuche gemacht werden, die archäologischen und anthropologischen Resultate zu benutzen, um ethnologische und linguistische Forschungen damit in Einklang zu bringen und die neolithische Kultur gewissen Völkergruppen zuzuweisen. Wenn es auch erst hypothetische und anfechtbare Resultate sind, so beleben sie die prähistorische Forschung ausserordentlich und führen ihr eine ganze Menge von wichtigen Beziehungen und Betrachtungen zu.

In seinen Untersuchungen zur prähistorischen Ethnologie in *Präh. Zeitschr.* IV (1912) pag. 36 ff. kommt *Schliz* zu einigen Ergebnissen, die auch die schweiz. N. betreffen. Beim Beginn der N. unterscheidet er drei Grundformen.

1. Die Cro-Magnon-Rasse, die aus dem Paläolithikum herüberkommt, und sich noch in den Steinkistengräbern von Chamblandes erhalten hat. Sie ist den abziehenden Rentierherden nach Norden gefolgt und hat sich zur Megalithbevölkerung entwickelt.

2. Der Lössmensch der P. behauptet seine Sitze in den Donauländern und den Vorländern der Alpen und dehnt sich in Süddeutschland aus (im Osten Bandkeramiker, im Westen Schnurkeramiker).

3. Der Rundkopf von Grenelle nimmt den Westen Europas ein und bildet nachmals die Dolmenbevölkerung.

In der N. zeigen sich dann folgende Typen:

1. Pfahlbautypus mit Birnform des Schädelgrundrisses.
2. Typus des Band- und Schnurkeramikers mit Coconform des Schädelgrundrisses.
3. Megalithtypus Nordwestdeutschlands und Skandinaviens mit Keilform des Grundrisses.
4. Rössener Typus, entstanden in Mitteldeutschland infolge Mischungen von donauländischer Bevölkerung mit Megalithbevölkerung. Am Schluss der N. entstehen in Südwestdeutschland Mischungen zwischen Pfahlbauern und Rössenern (Schussenried).

Über die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit hat Dr. K. Classen ein kleines, aber sehr lesenswertes Büchlein geschrieben, das auch unter den schweizerischen Prähistorikern seine Leser verdient. Der Vf. bezeichnet das Werk als „einen Versuch, die Elemente der Urbevölkerung als die Träger der späteren Geschichte voneinander zu sondern und die Ursprünge und Urheimat zu ermitteln“.

Eine wohl von allen ernsthaften Forschern gebilligte Voraussetzung des Vf. ist die, dass die neolithische Bevölkerung sich nicht ganz unmittelbar aus der paläolithischen Kulturperiode entwickeln lässt. Eine Erneuerung der Bevölkerung muss stattgefunden haben, teils durch Einwanderung von einem andern Weltteil her, teils durch Verschiebungen in Europa selbst. Der Fortschritt, den die neue Aera zeigt, ist markiert durch die erste in die Ferne wirkende Schusswaffe, den Pfeil, und durch die Zähmung des ersten Haustieres, des Hundes. Ein fernerer Unterschied kommt noch dazu, indem die Neolithiker die Küsten der Gewässer aufsuchten und die Gaben des Meeres und der Seen zu verwenden lernten. Diese tiefgreifende Änderung wird zurückgeführt auf die Änderung des Klimas und auf die Verdrängung des Rens aus den mitteleuropäischen Gebieten. „Mit dem Aussterben des Rens, an dem vielleicht der Mensch mit Schuld trägt, schwinden auch die Spuren des Menschen, um erst mit dem Einsetzen der warmen Litorina-Zeit wieder zu erscheinen.“ Das Volk der Kjökkenmöddinger war nun wohl von Süden und Südwesten, aus dem Lande der Magdalénien-Jäger dem Rentier nach gegen Norden gezogen. Man hat nun oft angenommen, die neolithische Kultur in Europa sei einheitlich; sie sei im Norden Europas, einer hypothetischen Heimat der Indogermanen, entstanden und von da aus nach Süden vorgedrungen, habe also eine Art rückläufiger Bewegung eingeschlagen. Aber bei genauer Vergleichung der verschiedenen Länder müssen einem doch Unterschiede in der neolithischen Kultur auffallen, so dass von einer Einheitlichkeit nicht wohl die Rede sein kann.

Es muss nun auch rentierfreie Länder gegeben haben. Ausser Nordafrika sind die drei südlichen Halbinseln Europas wenigstens von einer bestimmten Grenze an nach dem Süden zu ohne Rentiere gewesen, haben also keine eigentliche Eiszeit gehabt; ebenso das südliche und südöstliche Russland. In einem linguistischen und einem anthropologisch-archäologischen Teil untersucht nun der Vf., was für Völkerverschiebungen wir im N. aus diesen vier südeuropäischen Kulturkreisen ableiten können. Zunächst verbreitet er sich über die *Iberer*, deren Heimat die Pyrenäische Halbinsel ist; da waren sie die Urbevölkerung und wanderten von da aus auch nach verschiedenen Nachbarländern und Inseln.

C. nimmt nun an, dass die „Iberer“ und ihre Verwandten die Nachkommen der ältesten Bevölkerung sind, die nach dem Verschwinden des Rentiers und dem Erlöschen der Höhlenkultur Westeuropa von neuem bevölkert haben, während die früheren Paläolithiker in Resten nach dem kälteren Norden Europas zogen. Dann werden die *Ligurer* besprochen, die auf der Apenninenhalbinsel ihre Urheimat haben; ferner erscheinen sie im Rhonetal, dann hinüber bis an den Ebro. „Noch weiter nördlich waren die Ligurer durch die burgundische Pforte ins Rheintal und weiter bis zum Main und zur Mosel gedrungen.“ Oder: „Vom Rhonetal reichte ligurisches Gebiet aufwärts bis nördlich der Alpen zum Genfersee und Bodensee; denn Genf entspricht Genua und Bodensee dem Bodincus (der alte Namen des Padus, Po).“ Der dritte Stamm wird *Pelasgo-Hettiter* genannt. Diese sollen östliche Nachbarn der Ligurer in Oberitalien und in den Alpen gewesen sein. Die Sprache weist nach dem Balkan hin. Dazu gehören Etrusker und Räter; auch diese waren nicht indogermanischen Stammes. Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung sind die *Indogermanen* überall im Vordringen begriffen. Die Urheimat dieser neuen Stämme sucht C. im südlichen Russland. Sie mussten sich hauptsächlich nach Westen ausbreiten; es geschah den alten Steppenstreifen nach quer durch Mitteleuropa nach Deutschland bis zum Fuss des Harz; das war die zweite Urheimat der I. Von da aus dehnten sie sich in die nördlichen Gegenden Mitteleuropas aus. An drei Stellen berührten sie sich mit den andern Kulturkreisen: Im Westen mit den Ligurern, im Osten mit den Finnen, im Südosten mit dem vorderasiatisch-ägäischen Kulturkreise, den Pelasgo-Hettitern. *Finnen und Lappen* kommen für die neolithische Vorzeit nicht in Betracht.

Im archäologisch-anthropologischen Teil betrachtet der Vf. zunächst die Rassen Europas in der Gegenwart, verglichen mit denen der Steinzeit. Schon im Paläolithikum lassen sich allmählich mehrere Rassen erkennen; im Neolithikum differenzieren sie sich noch erheblich mehr. Heute finden wir in Europa drei hauptsächliche Rassen:

1. Die nordischen blonden hellfarbigen Langschädel (rings an den Küsten der Nord- und Ostsee).
2. Die südlichen Langschädel, die sog. Mittelmeerrasse.
3. Die kurzschädliche alpine Rasse zwischen den beiden erstgenannten.

Natürlich lassen sich genaue Grenzen nicht ziehen. Wenn wir nun diese Rassen mit den neolithischen Schädeln vergleichen, so lässt sich folgendes erkennen. Wo heute die nordische Rasse am reinsten und dichtesten sitzt, da war sie auch schon zur Steinzeit ansässig; sie ist aber auch an der Donau und am Oberrhein vertreten.

Die alpine Rasse war schon im N. von der ligurischen Küste über das Rhonetal und die Westschweiz bis zur Mosel und nach Belgien ausgebreitet. Der mediterrane Typus findet sich auch schon im N. vertreten und zwar u. a. in frühneolithischen Siedelungen der Nordschweiz und des linken Ufers des Oberrheins. Die anthropologischen Merkmale bringt der Vf. mit den linguistischen derart in Zusammenhang, dass er — einschränkend allerdings — sagt: Die indogermanische Sprache ist innerhalb der nordischen, die ligurische innerhalb der alpinen und die iberische innerhalb der mediterranen Rasse entstanden. Die indogermanische Rasse ist aus ihren Ursitzen, dem Süden Russlands, in zwei Strömen nach dem Westen vorgedrungen, in einem nördlichen an das baltische Meer und in einem südlichen in den donauländischen Kulturkreis der Bandkeramik; aber auch über den Balkan bis an das ägäische Meer scheinen schon während des N. indogermanische Stämme vorgedrungen zu sein (Troja). Dabei sind aber die späteren Vorstöße indogermanischer Völker nach dem ägäischen Meer nicht zu verwechseln. Aus dem ägyptisch-vorderasiatischen Kulturkreis dringen fremde Elemente in das n. Europa, namentlich in die Donauländer bis zum Dnjepr. Ein besonderes Kapitel widmet der Vf. den zentraleuropäischen *Pygmäen*, die vorgeschichtlich nachgewiesen sind in der Westschweiz in den Kantonen Wallis und Waadt, in Savoyen, in der Nordschweiz im Pfahlbau von Moosseedorf, im obern Rheintal (Dachsenbühl und Schweizersbild), rheinabwärts bis Worms, an der mittleren Seine und zerstreut an andern Stellen Mitteleuropas. Die Pygmäen lebten vergesellschaftet mit Menschen aus der Cro-Magnon-Rasse; sie waren Langschädel, aber eine selbstständige Rasse, nicht etwa eine degenerierte Erscheinung jener. Sie sind als Relikt einer paläolithischen Rasse zu erklären, die sich längere Zeit noch erhalten hat, in den alpinen Hochtälern noch bis in die historischen Zeiten. Was endlich den iberischen Kulturkreis betrifft, so fällt er ungefähr mit dem megalithischen zusammen. Die Megalithen oder Dolmen finden sich auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel, abgesehen von einigen Gebieten im Süden und Osten; im mittleren, nördlichen und westlichen Frankreich; auf den britischen Inseln, namentlich in Irland; in den westlichen Mittelmeerinseln, namentlich auf Malta und den Balearen¹⁾. Auch das westliche Nordafrika gehört in dieses Gebiet. Ausserhalb des iberischen Kreises liegen die nordeuropäischen Megalith-

¹⁾ Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass unser Vorstandsmittglied Herr W. Baumann, im Jahre 1911 die Megalithen der Insel Malta besucht und dem Vf. des Jahresberichtes eine Anzahl sehr schöner und interessanter Photographien von solchen gewaltigen Grabbauten übermittelt hat.

Bauten. Obschon diese Grabanlagen bis in die Bronzezeit dauern, sind sie doch während des N. angelegt worden. In ihrem Ursprung reichen sie aber sogar bis ins P. zurück, da sie offenbar als Nachbildungen von Felshöhlen aufzufassen sind. Zwischen den iberischen und den nordischen Megalithikern besteht ein grosser Unterschied, der im einzelnen erörtert wird. Für unsere schweizerische Prähistorie ist natürlich die ligurische oder alpine Gruppe die wichtigste. Ligurer waren schon die Pfahlbauer, namentlich die des Bodenseegebietes; auch die Terramaren des Pogebietes gelten als ligurischen Ursprungs.

In einem Schlusswort fasst Classen die Resultate zusammen. Zwei Züge hebt er mit Schärfe hervor.

1. Wo verschiedene Völker und Rassen, die in ihren Eigenschaften und Anlagen einander ergänzend gegenüberstehen, aneinander stossen, entsteht eine besonders hohe Kulturentwicklung, was vor allem vom germanisch-skandinavischen Norden und vom Aegäischen Meer gilt. Die Gegensätze der Rassen haben sich ausgeglichen; hier haben wir die Germanen, dort die Hellenen.

2. Wo ein Volk längere Zeit auf sich selbst angewiesen bleibt, kann es zwar aus sich selbst heraus eine gewisse Höhe der Kultur erreichen, bleibt aber dann stehen; in diesem Falle waren z. B. die Iberer.

3. Die Indogermanisierung Europas setzt schon im N. ein. Es ist der allmählich erreichte Sieg der geistigen und ideellen Eigenarten, die diese Rasse kennzeichnet.

2. *Wohnung, Nahrung, Kleidung, Werkzeug.*

Anker.

Der n. Anker scheint ein schwerer, an einem Ende durchlochtes Stein gewesen zu sein. Auf den Samoa-Inseln fand man einen birnförmigen, an der schmälern Seite durchlochtes Stein aus alter Lava von sehr grober Struktur. Dieses Stück diente tatsächlich als A. für kleine Kanu und auch für Fischnetze. Der Fundort befindet sich eine Strecke landeinwärts vom Dorfe Fasitoouta. Wir hätten damit eine Analogie mit grösseren durchlochtes Steinen vor uns, wie sie gelegentlich in unseren Pfahlbauten gefunden werden. Mitt. von E. Schultz in *Peterm. Mitt.* 58. Jg. (1912). I. Hbb. pag. 32. Vgl. Forrer, *Reallex.* pag. 31.

Nephrit.

In der Sitzung der Bonner Anthropologischen Ges. vom 13. Dez. 1910 sprach Dr. Otto A. Welter über die *Herkunft des Nephrits*. Der Inhalt deckt sich im Wesentlichen mit dem schon im IV. Jahresbericht unserer Gesellschaft pag. 38—40 von Heierli mitgeteilten Tatbestand. Mit grösserer Entschiedenheit behauptete indessen Welter:

„Der Nephrit liegt in der Schweiz, wie in Ligurien, in der sog. rätischen Decke und da diese Decke sich einst in beträchtlicher Breite vom Plessurgebirge bis zum Genfersee über den helvetischen Decken ausgespannt hat und erst zur Molasse- und Diluvialzeit zerstört und abgetragen wurde, so werden die in ihr fraglos enthaltenen Nephrite einerseits in die Molasse, anderseits in die fluvio-glazialen Schotter am Schweizer Alpenrande verfrachtet sein.“ Die Theorie, dass der Nephrit als Importartikel aus dem fernen Osten zu unseren Neolithikern gekommen sei, darf als endgültig abgetan betrachtet werden. Vgl. den lehrreichen Bericht im Korr. bl. DAG. XLIII. (1912) pag. 13—15.

Der älteste Pflug.

Die älteste Form des Pfluges scheint ein zugespitzter Pfahl gewesen zu sein, etwa 4—5 Fuss lang, wie ihn einige wilde Stämme noch heute zum Graben verwenden. Später wurden diese Grabhölzer gekrümmt, die Spitzen am Feuer gehärtet. Der Ursprung des Pfluges ist sicher neolithisch. Einige Forscher behaupten, der Pflug sei das älteste Werkzeug in Europa, wozu Zugkraft benutzt wurde. Dr. J. W. in *Antiq. Ztg.* 1912. N. 37. pag. 403.

Weizen.

Über die Herkunft des Weizens hat am 13. Dezember 1910 in der Bonner Anthropolog. Gesellsch. Dr. W. Bally einen den gegenwärtigen Stand dieser Forschung gut resumierenden Vortrag gehalten. Danach ist die Bekanntschaft mit der Nutzpflanze des Weizens nicht nur in Aegypten und China, sondern auch in Zentraleuropa uralte, aber die Frage nach dem Ursprungslande des Weizens ist noch nicht gelöst. Vgl. Referat in *Korr. bl. DAG. Bd. XLIII* (1912) pag. 9 ff.

3. Beziehungen der Schweizer Neolithik zu der ihrer Nachbarn.

Elsässer und Schweizer Pfahlbauten.

Im Elsass macht sich besonders der vielerfahrene Direktor des Museums elsässischer Altertümer, Dr. Forrer, durch die Erforschung der neolithischen Kulturen in seinem Lande verdient. Er unterscheidet deutlich eine band-, stich- und pfahlbauerkeramische Kultur. In seinem Artikel „Ein neolithischer Pfahlbau bei Erstein-Murgiessen und die verwandten Fundstellen im Elsass“ im *Anz. f. Els. Alt.* Nr. 13/14 (Juni 1912) pag. 243—267 bespricht er eingehend die elsässische Pfahlbauerkultur *und bringt sie in enge Beziehungen zur Schweizer Pfahlbauerzeit*, ja er stellt geradezu die Behauptung auf, die elsässischen Pfahlbauer seien von Süden her,

also aus der Schweiz, eingewandert. Während das E. erst nur sehr wenige wirkliche Pfahlbauten kennt (Murgiesen-Erstein, St. Stephan-Strassburg, Krautweiler), gibt es sehr viel mehr Fundstellen mit typischer Pfahlbaukultur auf dem Lande, ja sogar bis in die Höhen der Vogesen hinauf. Ausser den gegenständlichen Funden, die auch bei den Landansiedelungen mannigfache Anklänge an die schweizerischen Pfahlbau-Funde aufweisen, bezeichnet F. als Charakteristikum dieser Kultur die Befestigung der Wohnanlagen und die Hockerbestattung. Gerade auf dem Gebiete des Studiums der Landansiedelungen in der neolithischen Zeit ist die elsässische Forschung voraus; daher kommt es auch, dass dort recht viel mehr Gräber und Wohngruben mit Inventar vorliegen. Von Interesse ist die Tatsache, dass, wie in der Schweiz (Sarmenstorf und Schöfflinsdorf), auch im Elsass am Ende der neolithischen Periode der *Leichenbrand* aufkommt¹⁾. Durch das sorgfältige Studium des vorhandenen, nicht allzu zahlreichen Materials kommt F. zu dem Schluss, dass die elsässische Neolith-Bevölkerung sich gliedere in Wasserbewohner, die sich hauptsächlich mit Fischfang und Importhandel beschäftigte, in Lössbewohner als typische Ackerbauer, und in Höhenbewohner als typische Jägerstämme; die Pfahlbauer im eigentlichen Sinne sicherten sich auf ihren „Seeburgen“, die Höhenbewohner durch Wall und Graben, die Lössbewohner durch Gräben und Pallissaden. Eine spärliche Urbevölkerung mag ihren Ursprung auf die Magdalénien-Jäger zurückführen. Dazu mögen alpine Einwanderer aus der Schweiz gekommen sein. Dann mögen sich von Norden her wandernde Gruppen von Stichkeramikern dazwischen geschoben haben, von Osten her donauländische bandkeramische Stämme dazu gekommen sein und endlich wieder eine alpin-ligurische Schicht sich über das Land gelegt haben, wobei durchaus nicht anzunehmen wäre, dass diese Völker gegenseitig einen Vernichtungskrieg unternommen hätten. Ebenfalls von Bedeutung ist, dass die bandkeramische und die stichkeramische Kultur im Wesentlichen am Rheine Halt machte und nur in ganz geringer Weise den heutigen Schweizerboden befruchtet hat.

In der Nummer 3 des IV. Jahrganges der gleichen Zeitschrift behandelt Forrer das *Schädelmaterial* der elsässischen Neolithik, das seit 1900 mit grosser Sachkenntnis gesammelt wurde und infolgedessen auch dem schweizerischen Material überlegen sein dürfte. Die Ergebnisse der Schädelforschung decken sich genau mit denjenigen des archäologischen Materials. Chronologisch haben wir demnach die Stichkeramik,

¹⁾ Vgl. auch Olten (Dickenbännli) in diesem Bericht, pag. 108.

die Bandkeramik und die Pfahlbaukeramik, wobei offen gelassen ist, ob die Pfahlbaukeramik im Elsass nicht schon früher eingesetzt hat. Gegenüber den Stich- und Bandkeramikern weist das Pfahlbauschädelmaterial einen wesentlich neuen Typus auf; die Schädel nähern sich der brachykephalen Form. Nach dem eher grazilen Skelett weicht der Elsässer Pfahlbauer von dem robusteren Stichkeramiker wesentlich ab; es war eine Rasse von eher kleiner bis mittlerer Statur¹⁾. Da die Beobachtungen an Schweizer analogen Skeletten dies bestätigt, so schliesst F. auch daraus, dass die Träger der elsässischen Pfahlbaukultur aus der Schweiz eingewandert seien²⁾.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. Arlesheim (Baselland).

Aus dem *Genfer* Anthropologenkongress brachte Fritz Sarasin einige Mitteilungen über die bemalten Kiesel der Höhlen von Birseck. (Vgl. Summ. Ber. über den Genfer Kongr. von Cartailhac auf pag. 607 des XXIII. Jahrganges der „Anthropologie“.)

In einer der zahlreichen Birseck-Höhlen, der oberen „Ritti-Höhle“, wurden, wie schon im III. JB. der SGFU. (1910, pag. 31) erwähnt wird, Spuren von Besiedelung gefunden, die bis ins Magdalénien zurückgehen. Diese Schicht geht allmählich in eine solche über, die rezente Tiere enthält. Man fand da Hirsch, Reh, Rind, Pferd, Schwein, Hase, Eichhorn, Wildkatze, Fuchs, Marder etc., mit zahlreichen Silexwerkzeugen, durchbohrten Gehängen aus Ocker und eine Anzahl von Knochen- und Hirschhornwerkzeugen, aber keine Keramik. Da fanden sich auch längs der Höhlenwände bemalte Kiesel, die meisten davon waren flach und oval. Alle waren zerbrochen. 122 davon weisen Farbspuren, meist nur auf einer Seite, auf. Nach den Untersuchungen eines Chemikers ist es Eisenoxyd. Bald sind es parallele, der Länge nach angeordnete Bänder, bald scheint der ganze Kiesel bemalt gewesen zu sein. Der ganze

¹⁾ Heierli, Urgeschichte der Schweiz, pag. 154.

²⁾ Das wären also nach der Annahme Classens, s. pag. 100, die Vertreter der ligurischen oder alpinen Rasse. Es mag dabei auf die von Hoernes in seiner „Kultur der Urzeit“ I. pag. 112 vertretene Annahme aufmerksam gemacht werden, nach welcher die Pfahlbaubevölkerung ursprünglich zwischen den Alpen, dem Main und der Donau einheitlich und frei ausgebreitet war, dass diese dann aber später durch neue Zuwanderer zwischen die Berge und auf die Seen in grösserer Nähe des Hochgebirgsgürtels zurückgedrängt wurde; demnach wären die Pfahlbauer aus dem Elsass in die Schweiz gekommen und nicht umgekehrt. Bis schweizerische Landstationen gefunden und gründlich untersucht sind, wird man mit der Entscheidung über diese Frage noch zuwarten müssen.

Horizont passt zum Asylien. Einen Vergleich bieten noch die von Mieg untersuchten Isteiner Höhlen. Sarasin meint, diese Stücke hätten ein Analogon in den „Churingas“ der Australier. Danach ist die Seele eines jeden Individuums in einer mystischen Beziehung zu einem der Steine, der mit dem Zeichen seines Toten bemalt ist. Man nimmt an, dass der Geist des Toten in den heiligen Gegenstand übergehe; man legt die Steine an einem heiligen Orte nieder, meist in den Grotten.

Was nun diese bemalten Kiesel im allgemeinen betrifft, so hat bekanntlich zuerst E. Piette eine grosse Anzahl solcher Fundgegenstände in der Grotte von Mas d'Azil signalisiert. Dann bemerkte Harlé ähnliche Sachen in der Grotte „La Crousade“ im Aude-Dep.; sie lagen mehr oder weniger unbeachtet 30 Jahre lang im Museum von Carcassonne. Dann kamen Boule und Cartailhac und bemerkten solche Kiesel aus La Tourasse bei St. Martory, Haute Garonne, Museum Toulouse. Félix Régnault und Miquel fanden bemalte Kiesel in Montfort, begleitet von Azylien-Harpunen, 1911 fand Obermaier das gleiche in einer bayrischen Höhle und endlich wurden im laufenden Jahre in der spanischen Grotte von Valle, Prov. Santander, „Galets coloriés“ in dem immer wieder konstatierten Horizont gefunden.

2. Bielersee.

Pfahlbauafunde. Herr Th. Ischer schenkte dem Berner Museum eine schöne Kollektion von Holzgegenständen aus verschiedenen wohlbestimmten Plätzen des Bielersees, meist sehr wohl erhalten. Jahresbericht des Bernischen Historischen Museums pro 1911, pag. 17.

3. Bottighofen (Bez. Kreuzlingen, Thurgau).

Im Pfahlbau Neuwies bei B. kamen auch dieses Jahr wieder verschiedene schön angesägte und durchbohrte Beile und Hämmer zum Vorschein. Wie uns Dr. J. von Sury mitteilt, ist diese Station die am niedrigsten gelegene am obern Bodensee und hat mithin durch Schlammverschiebungen schwer zu leiden gehabt. Bemerkenswert ist, dass sich im Winter 1912/13 an dieser Stelle durch den mehrtägigen scharfen Ostwind merkwürdige Eisberge bildeten. 100 m östlich von der Villa Bellevue sind einige deutlich erkennbare Hüttengrundrisse zutage getreten, die bisher unter Schlamm begraben lagen. Nach dem von Sury aufgenommenen Plänchen scheint der Grundriss einer der Anlagen ein rechteckiger gewesen zu sein (5/6 m), die Anlage der Pfähle war eine ziemlich unregelmässige. An der äusseren Schmalseite waren die Pfähle viel zahlreicher. Möglicherweise haben wir es hier, wie bei Robenhausen, mit Ersatzpfählen zu tun, vgl. Messikommer, Robenhausen pag. 28.

4. Erlen (Bez. Bischofszell, Thurgau).

Das Landesmuseum kam in den Besitz eines durchlochten Hammers, von dreieckigem Grundriss; das Stück wurde in dem zum Schlosse Eppishausen gehörigen Grundstück gefunden. Es diente mehrere Jahre als Gewichtstein, um das Vieh im Stalle anzubinden. Gefl. Mitt. von D. Viollier. Nach der Schlossbeschreibung in Rahn, Mittelalterl. Kunstl. Thurgau pag. 109 ff. kann das mittelalterliche Schloss auf einem Ringwall gestanden haben, der teilweise natürlich befestigt war.

5. Hallwilersee.

Schon im IV. Jahresbericht SGFU. pag. 53 machte Heierli auf die Tatsache aufmerksam, dass der Hallwilersee mannigfache Pfahlbauten aufweisen müsse, und fügte hinzu, dass dort bald eine richtig durchzuführende Ausgrabung einsetzen solle. Im Tagebuch Heierlis steht für das Jahr 1912 unterm 18. März folgende Eintragung:

„Gestern machte ich mit Böschenstein den Pfahlbauten des Hallwilersees einen Besuch. Zuerst besahen wir die Sammlung von alt Grossrat Eichenberger in Beinwil, der in kurzer Zeit eine grosse Anzahl Objekte zusammengebracht hat. Er besitzt massenhaft Klopfer und Steinbeile aus den Gesteinen der Moränen des Reussgletschers, sodann gelbe und schwärzliche Feuersteine, worunter mehrere Hobelschaber, einige Lamellen und eine einzige dreieckige Pfeilspitze. Ein Unikum ist ein leider abgebrochenes Silexmesser von beistehender Grösse und Form¹⁾.

Dazu kommen noch einige unverzierte Tonscherben, sowie einige Knochen und Hornstücke. Die Funde stammen alle von der Station bei der Seerose in Meisterschwanden. Von der oberen Station besitzt E. nur einen Klopfer und einige Steinbeile.

Richensee. E. hat auch in dem unten an Hitzkirch bei Gelfingen gelegenen Pfahlbau Richensee gegraben und von dort einige Beile, etwas Holz, Ton etc., seiner Sammlung einverleibt.

Birrwil. In der Sammlung E. befindet sich ein geschliffener Stein mit Sägeschnitten, der bei dem Wäldchen unterhalb des Dorfes in der Rossweid gefunden worden war. Vielleicht liegt auch dort ein Pfahlbau.

Meisterschwanden. Nachdem wir die Sammlung E., über welche ich an Prof. Gessner berichten werde, gesehen, gingen wir an den See, wo wir im Restaurant an der Schifflände ein Steinbeil sahen und einen Klopfer, welche beide Stücke von Böschenstein geschenkt worden waren, als er da logierte. Dann fuhren wir zur Seerose und besichtigten die beiden Pfahlbauten, die ziemlich weit vom Ufer entfernt sind und parallel desselben sich seeaufwärts ziehen. Vielleicht sind es zwei, vielleicht sind es drei Stationen, möglicherweise hängen alle miteinander zusammen. Jedenfalls standen an jener Stelle nur wenige Hütten. Wir sahen Pfähle und Steine; sogar die Brücke mit ihren zwei Reihen von Stützpfählen konnten wir sehen. Alles liegt tief im Wasser und war selbst im letzten Sommer noch teilweise mit Wasser bedeckt. Die Brücke führt vom oberen Pfahlbau etwa in die Mitte des äusseren Erlenhölzli.

¹⁾ Es hat eine sichelartige Gestalt mit beidseitigen Retouchen. Länge etwa 7 cm. Die Form ist im Norden häufiger, vgl. Montelius, Kulturgesch. Schwedens, pag. 31, Abb. 59.

Wir wanderten über Meisterschwanden nach Seengen, wo ich Posthalter Hauri aufsuchte. Er zeigte mir aus dem Fundament seines väterlichen Hauses einen „Ruderschwirbel“ und ein auf allen Seiten geschliffenes Steinbeil. Dann besichtigten wir den Platz, wo die Alamannengräber waren, die Funde ergaben. Seither sind beim Hause schräg gegenüber neue Skelettgräber zum Vorschein gekommen.

Im Seenger Moos suchten wir möglichst weit vorzudringen, aber das Wasser steht so hoch, dass wir auch die Stelle nicht untersuchen konnten, wo Böschenstein die Scherben gefunden hat. Die Pfähle, welche Hauri signalisiert, stammen von Fischerei-Einrichtungen her, wie er selbst sagte.“

Nach diesen Angaben kann man sich über die Zeitstellung dieser verschiedenen Stationen kein Bild machen. Es ist, wie Heierli sagt, unbedingt nötig, dass sich jemand in systematischer Weise an die Pfahlbauten des Hallwilersees heranmacht, bevor durch systemslose Grabungen und Suchereien grosse prähistorische Werte zerstört werden.

6. *Landschlacht* (Bezirk Kreuzlingen, Thurgau).

Dr. Jos. von Sury berichtet, dass er in der Gegend zwischen den wenigen Fischerhäusern und der Irrenanstalt Münsterlingen am Strande den vorderen Teil eines Steinhammers aus Serpentin gefunden habe, der die Eigentümlichkeit aufweist, dass er ausser dem vollendeten Bohrloch auch noch zwei angefangene Bohrlöcher besitzt, die mit verschiedenen dicken Bohrstangen erstellt werden sollten. Nach der eingeschickten Zeichnung sieht es eher aus, dass an dem schon zerbrochenen Stück sich einer im Bohren üben wollte; die Bohrlöcher an der betr. Stelle hätten keinen praktischen Nutzen gehabt. Nach der Form scheint der Hammer aus der mittleren Phase des Neolithikums zu stammen, vgl. Forrer, Reallexikon pag. 333, Typ. IV (Neuenburgersee). An der Fundstelle wurde bis jetzt noch kein Pfahlbau gefunden; die Statistik gedenkt eines bei dem Weiler Ruderbaum konstatierten neolithischen Pfahlbaus. Vgl. Tröltzsch, Pfahlb. des Bodenseegebietes, pag. 11.

7. *Môtier*, Sur le Mont (Murtensee, Freiburg).

Bei der Urbarmachung seines Grundstücks fand beim Weiler Sur le Mont (etwa $\frac{1}{2}$ Std. nördlich Môtier) der Wegknecht Auguste Fornallaz zwei Hirschhornstücke, zwei Steinbeile, einen Silex-Schaber und eine Topfscherbe, die alle neolithischen Charakter haben. Wir hätten es, wenn die Angaben richtig sind, mit einer neolithischen *Landansiedelung* zu tun. Es wäre in der Tat verwunderlich, wenn wir auf dem Mont Vully, der ein von Natur gegebenes Refugium darstellt, keine den Pfahlbauten entsprechenden Landansiedelungen auch schon aus n. Zeit hätten. Die tatsächlichen Angaben verdanken wir der Liebenswürdigkeit unseres Mitgliedes, Prof. Dr. C. Müller in Neuenburg. Brief v. 17. IV. 1913.

8. *Olten* (Dickenbännli).

Im April des Berichtsjahres hat Prof. Tatarinoff auf dem Gebiete des Dickenbännli eine Anzahl von Untersuchungen vorgenommen, die allerdings noch keineswegs abgeschlossen sind. Dazu gehört auch die

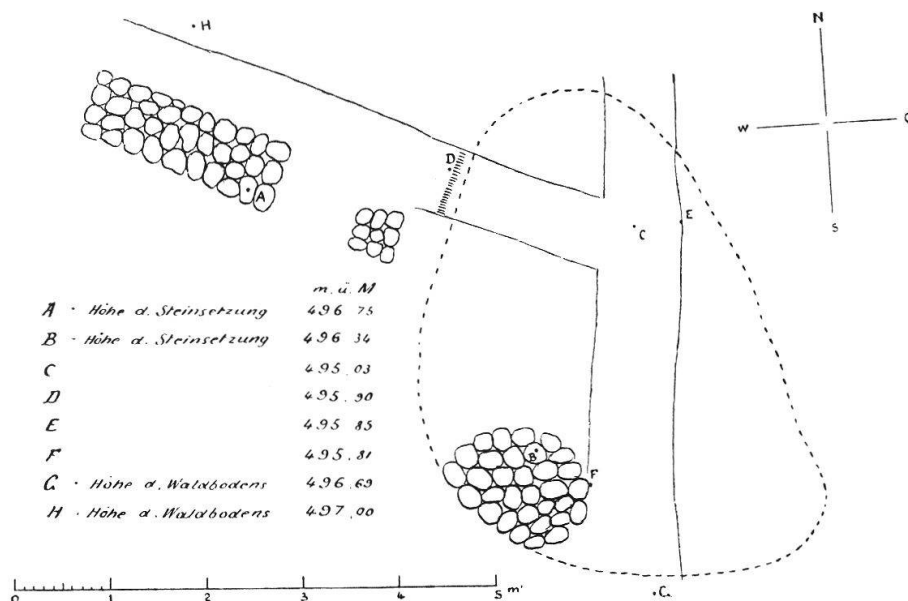


Abb. 17. Neolithischer Tumulus von „Dickenbännli“.

vollständige Ausgrabung eines Tumulus ausserhalb des eigentlichen Refugiums, das in die spätere Eisenzeit, vielleicht schon in die Zeit der

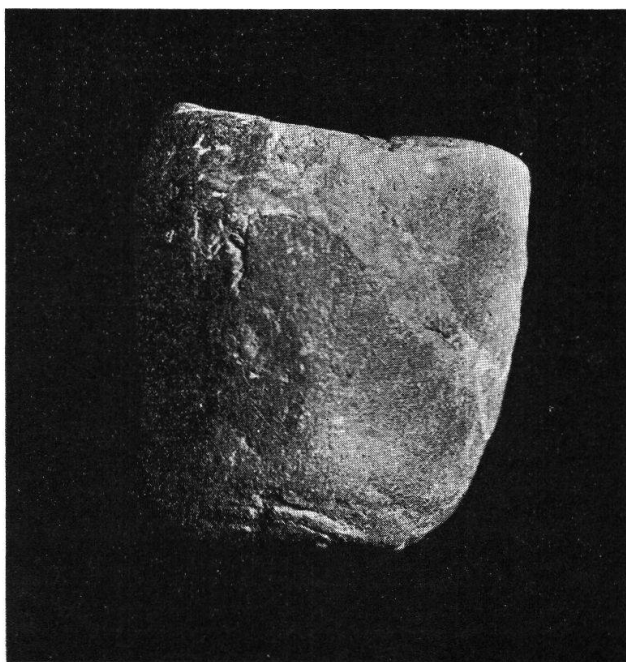


Abb. 18.

Becherchen vom Tumulus auf „Dickenbännli“.

in eine zu diesem Zwecke erstellte Grube wie hineingesenkt erschienen. Der Bereich dieser Steinsetzung ist auf der Abb. 17 durch eine punktierte Linie angedeutet. Am Rande im

frühgermanischen Okkupation gehört¹⁾, das aber ohne Zweifel auch schon in der neolithischen Periode bewohnt war; weisen doch eine Anzahl von gelegentlich gehobenen Silexwerkzeug-Funden entschieden auf die neolithische Kultur hin. Wie aus dem Gesamtplan des Dickenbännli-Areals ersichtlich (Abb. 19), liegt der betreffende Tumulus etwa 60 m südlich vom Auslauf des Westgrabens. Er bestand im Wesentlichen aus einer zentralen Steinsetzung, errichtet aus grossen, eigens hergeholten Kieselsteinen, die

¹⁾ Vgl. diesen Bericht unter „Wallbauten“.

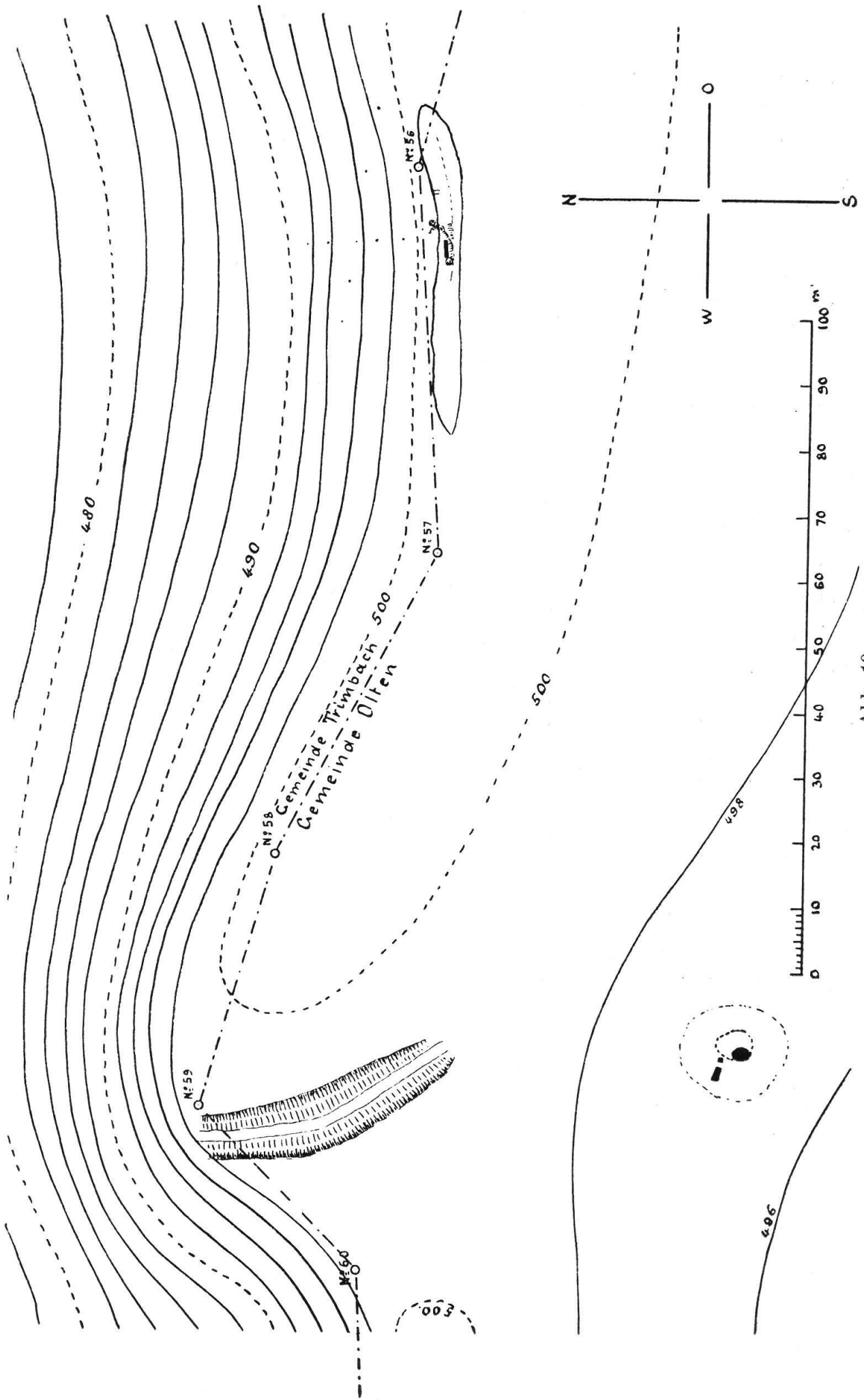


Abb. 19.
Plan des westlichen Endes des Refugiums „Dickenbännli“.

Westen befand sich ausserhalb derselben bei D etwa 90 cm unter der Erdoberfläche ein Lager, das aus drei grösseren Steinen erraticen Ursprungs errichtet war, zwischen welchen eingebettet sich ein horizontal liegendes Becherchen (Abb. 18) befand. Es ist eine kleine Urne von rötlichem, weichem, glimmerhaltigem Ton, mit glatter, roh von Hand gestrichener und geglätteter Oberfläche, mit einfach glattem, unregelmässigem Rand und breiter Standfläche. Das Stück ist ziemlich dünnwandig, der Boden

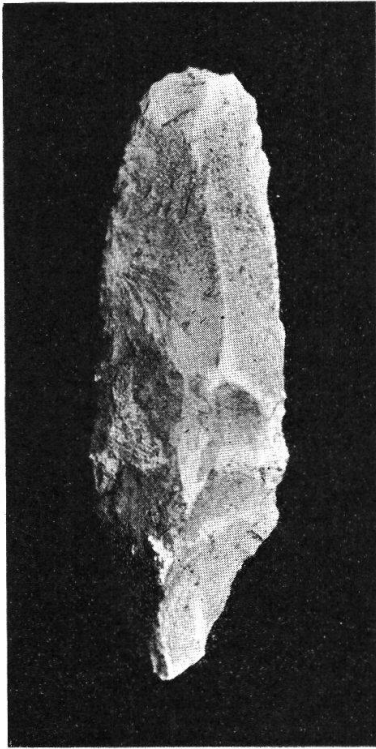


Abb. 20.

Messer aus Silex vom Tumulus auf dem „Dickenbännli“.

aber sehr schwer. H. 0,048 m; Dm. der Mündung 0,042; Dm. der Standfläche 0,03. Es scheint als Salbentöpfchen gedient zu haben. Es war kein Zweifel, dass diese Anlage die Reste der Bestattung enthielt; denn überall um diese Stelle herum waren Spuren von Asche. Im übrigen Grabhügel fanden sich zahlreiche Reste von Silex und von Scherben gröberer Aussehens, ohne dass klar geworden wäre, ob diese Gegenstände nur hineingeschwemmt oder schon bei Anlage des Hügel hineingekommen waren. Ausser der „Nische“ mit dem Töpfchen und der grossartigen Steinsetzung fand sich nichts, das auf eine in situ befindliche Anlage schliessen liesse. Von den zahlreichen mehr oder minder oder gar nicht bearbeiteten Feuersteinen erwähnen wir ein grobes, aber recht deutlich zugeschlagenes Messer. Es ist ein Messer mit Griffzunge von ganz schlechtem Feuersteinmaterial mit Retouchen rings herum;

die Griffzunge ist sehr scharf zurecht retouchiert. Der hinterste Teil und ein Stückchen von der Spitze sind alt abgebrochen. L. 0,072. Grösste Breite 0,024. (Abb. 20.) Wir müssen diese Grabanlage, da jeder feiner bearbeitete Feuerstein mangelte und die Leittypen ganz andere waren, als in dem übrigen Fundgebiet, ins Neolithikum und zwar, weil wir es mit einem Brandgrab zu tun haben, in die jüngste Phase der schweizerischen Neolithik, vielleicht auch schon in den Anfang der Bronzezeit setzen. Die am westlichen Ende befindliche bei A stehende Steinsetzung müssen wir offenbar als eine Art Zugang zur Spitze des Grabhügels bezeichnen. Die Lücke bei A kann wohl als nachträglich infolge der Rodungen und der Bearbeitung des Waldbodens entstanden gedacht werden¹⁾.

¹⁾ Es dürfte als eine Hauptaufgabe der solothurnischen Lokalforschung bezeichnet werden, die Umgebung des Refugiums auf dem Dickenbännli *systematisch*

9. *Robenhausen* (Pfäffikersee, Zürich).

Th. Baudon hatte in einem 1911 erschienenen Werke über prähistorische Lampen (*Des lampes en pierre taillée et en terre cuite des époques paléolithique, néolithique et de l'âge du bronze. Beauvais 1911*) einige aus R. stammende Schälchen nicht als Schmelztiegel ansehen können, wie Messikommer wollte. Nun hat Viollier dem Vf. eines Artikels im BSPF. T. IX. (1912) pag. 134 (*Lampes à graisse animale et creusets de la palafitte de Robenhausen*) einige Scherben aus den Magazinen des Landesmuseums zur Verfügung gestellt, die aus R. stammen und dem Vf. Gelegenheit geben, sich darüber zu äussern. Die dabei gemachte Entdeckung, dass der Pfahlbau R. nicht nur neolithisch, sondern auch schon bronzezeitlich ist, darf man füglich als bekannt voraussetzen. Immerhin ist interessant, dass Baudon das Fragment einer neolithischen Lampe unter den von Viollier gesandten Scherben erkennt. Ein anderes Fragment stammt dafür sicher von einem Schmelztiegel, indem Spuren von Kupfer daran gefunden wurden.

10. *Sant' Antonio* (Bez. Bellinzona, Tessin).

In Sant' Antonio im ~~Morogg~~ Moroggiatele wurde ein Steinbeil gefunden, was im Tessin eine Seltenheit ist. Es kam ins Museum im Castell Schwiz in Bellinzona. Das Stück besteht aus Serpentin und ist am Nacken ganz glatt geschliffen. Es befand sich in einer Trockenmauer, die von einem Landmann zur Abgrenzung seines Ackers errichtet wurde. Obschon dieser Einzelfund noch nicht viel beweist, indem geschliffene Steinbeile auch in späteren prähistorischen Perioden vorgekommen, so dürfen wir hier um so eher darauf hinweisen, als die Anzeichen lithischer Kultur in unserem Alpengebiet und zwar auch an heute mehr abgelegenen Stellen sich mehren.

11. *Schweizersbild*.

In den Verhandlungen der Schweiz. Nat. Gesellschaft 95. Jahresversammlung vom 8.—11. Sept. 1912 in Altdorf, I. Teil, pag. 241 ff. ist ein Vortrag abgedruckt, den Nüesch (Schaffhausen) in der Zoologischen Sektion am 10. Sept. gehalten hat. Der Vortrag ist betitelt „Die Nage-tierschichten am Schweizersbild. Eine Richtigstellung der Angriffe auf das Letztere“.

Da in einem Schreiben, das der „Richtigstellung“ auf pag. 246 beigegeben ist, Prof. Dr. Th. Studer (Bern) ausdrücklich erklärt, es handle sich in der Schweizersbild-Angelegenheit nicht um die Ansicht zu durchforschen. Die Resultate sind vielversprechend. Die Pläne verdanken wir der Liebenswürdigkeit von Herrn Allemann, Kantonsgeometer, in Solothurn.

der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, sondern um eine Privatpolemik, die Heierli schon seit längerer Zeit mit Nüesch führe, so erübrigt sich für uns, da wir die Ansicht Studers zu der unsrigen machen müssen, das Weitere in dieser Angelegenheit. Wir müssen nur bedauern, dass diese Auseinandersetzung erst nach dem Tode der einen Partei erfolgte. Ferner greift Prof. Dr. Kollmann in einem zweiten, auf pag. 248 abgedruckten Begleitschreiben Herrn Dr. F. Schwerz an, weil dieser eine Bemerkung Kollmanns, dass Nüesch bei der Ausgrabung und Konservierung der wichtigen Skelettreste von Sch. nicht mit der erforderlichen Umsicht vorgegangen sei, zu einer Äusserung verwendet habe. Wir geben unserem Mitglied hier Gelegenheit, sich auf diese Angriffe zu verantworten und zu verteidigen, um so eher als dabei eine prinzipielle Frage der Ausgrabungstätigkeit mit vollem Rechte und unbeschadet der Entscheidung über die vorliegende Streitfrage zur Sprache kommt. Wir bringen die Erklärung von Dr. Schwerz hier mit einigen Verkürzungen und unter Weglassung polemischer Stellen zum Abdruck:

Über den Erhaltungszustand der menschlichen Skelettreste aus der neolithischen Station vom Schweizersbild. (Entgegnung auf das Schreiben vom 19. Februar 1912 des Herrn Prof. Dr. C. Kollmann.)

Es ist sehr zu begrüßen, dass bei archäologischen Ausgrabungen mehr wie früher den Skelettresten die gebührende Sorgfalt geschenkt wird, die infolge ihres hohen Wertes für die Erkenntnis der physischen Beschaffenheit alter Völker unser grösstes Interesse verdienen. Die Arbeiten von Schwalbe über *Homo primigenius*, die Untersuchungen von Kollmann, die uns mit einer kleinen, pygmäenhaften Varietät bekannt machen, und die neueren Studien der französischen Anthropologen über die Funde der alten Schädel von Mentone, wo nach der Ansicht von Verneau negerähnliche Typen wohnten, liefern Zeugnisse für den hohen Wert des prähistorischen Skelettmaterials.

Da die menschlichen Überreste vor allem aus der neolithischen Station vom Schweizersbild Herrn Prof. Kollmann zu seiner Pygmäen-Hypothese Veranlassung gaben, wird gerade dieses Material ein besonderes Interesse beanspruchen. In letzter Zeit sind nun Meinungsverschiedenheiten entstanden über die mehr oder weniger grosse Sorgfalt, mit der diese Skelette bei den Ausgrabungen des Herrn Dr. J. Nüesch behandelt worden sind. In einer Arbeit „Versuch einer anthropologischen Monographie des Kantons Schaffhausen“ (Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 45, 1910) schrieb ich, Seite 92: „Kollmann klagt, dass die von Dr. Nüesch geleitete Ausgrabung und Konservierung dieser wichtigen Skelettreste nicht mit der erforderlichen Umsicht geschah. Er schreibt in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 26, Seite 201: Wenn auch oft nur sehr dürftige Reste von einem Individuum vorliegen, so muss dies offenbar den bei der Ausgrabung beschäftigten Arbeitern zur Last gelegt werden, welche mit der Konservierung der Reste nicht hinreichend vertraut waren.“ Ausserdem sind nach der Ansicht des gleichen Autors Verwechslungen des osteologischen Inhaltes der Gräber vorgekommen, wodurch der Wert dieser Funde bedeutend vermindert wird, da auch Skelette aus jüngerer Zeit gefunden worden sind. So ist die Zugehörigkeit des mit Nr. 14 bezeichneten Schädels

höchst fraglich. Im Grabe Nr. 14 lagen Skelettreste einer Frau mit einem neugeborenen Kinde. Der mit der gleichen Nummer versehene Schädel gehört nun aber sicherlich einem Manne an. Kollmann schreibt (l. c. S. 198): „Es wäre nun denkbar, dass der Schädel eines männlichen Pygmäen bei der Ausgrabung in die Kiste zu dem weiblichen Skelett verpackt wurde oder bei irgend einer anderen Gelegenheit dorthin gelangt ist. Ich muss mich begnügen, auf diese Widersprüche hinzuweisen, die heute nicht mehr zu beseitigen sind.“

In den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1912, S. 248 schreibt nun Herr Prof. Dr. J. Kollmann, dass eine solche Klage, die von Herrn Dr. J. Nüesch geleitete Ausgrabung und Konservierung der menschlichen Skelettreste sei nicht mit der erforderlichen Umsicht vorgenommen worden, von ihm niemals geäußert worden sei. Er wirft mir „totale Verdrehung“ seiner Worte und „Fälschung“ seiner Angabe vor. In seiner Anschuldigung zitiert Herr Prof. Dr. J. Kollmann nur meinen Satz, „Kollmann klagt etc.“, ohne aber auch das aufzunehmen, was er selber geschrieben hatte und auf das sich meine Worte bezogen.

Um nun in meinen Zitaten vollständig zu sein, will ich noch einige Äußerungen des Herrn Prof. Dr. Kollmann anführen. In der Einleitung zu seiner Abhandlung über die menschlichen Skelette aus dem Schweizersbild schreibt er in der Zeitschrift für Ethnol. Bd. 26, S. 189: „Das Schweizersbild . . . hat durch sorgfältige Ausgrabung des Herrn Dr. Nüesch den Nachweis geliefert, dass der Mensch dort gelebt hat, während noch das Rentier, das Diluvialpferd, der Vielfrass, der Höhlenbär, der Eisfuchs, dann Wolf und Steinbock — nach den Bestimmungen von Studer — in der Gegend heimisch waren.“ K. gibt sich also mit dem Nachweis, dass „Menschen dort gelebt“ haben, zufrieden.

Ferner Seite 193: „Grab 8. Tiefe 1,50 m. Von dem Skelett sind geringfügige Reste erhalten. Der Hirnschädel konnte zwar aus den vielen Fragmenten zusammengesetzt werden. Von den Gesichtsknochen sind aber nur die Oberkieferknochen und ein Fragment des Unterkiefers vorhanden. Die Schädelknochen sind derb und fest, ansehnlich dick, mit glatter Oberfläche versehen. Im Vergleich damit sind die Skelettknochen ausserordentlich brüchig. . . .“

Seite 201: „Gleichwohl darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Station am Schweizersbild für die Erhaltung der Knochen günstige Verhältnisse bot. Erwägt man die lange Zeit, die seit der Bestattung verfloßen ist, und die immerhin auf einige Jahrtausende berechnet werden darf, so ist der Erhaltungszustand geradezu überraschend. Manche der langen Röhrenknochen sind selbst in ihren spongiösen Bestandteilen noch recht fest; ja selbst von Wirbeln, die sonst so schnell zerstört werden, ist manches Exemplar fast unversehrt aufbewahrt. Die Festigkeit des Knochengewebes hat während dieser Zeit im ganzen wenig gelitten, dennoch sind die Schädel recht fragmentarisch, wie der folgende Bericht ersehen lässt.“

Meine jetzige, von neuem aufgestellte und die frühere Angabe bestätigende Behauptung, dass die von Herrn Dr. J. Nüesch geleitete Ausgrabung und Konservierung der menschlichen Skelettreste aus dem Schweizersbild nicht mit der nötigen Sorgfalt und Würdigung, die diese wichtigen Reste verdienen, geschah, stützt sich nun auf eigene Erfahrung, die ich an mehreren Hunderten von vor- und frühhistorischen Knochen sammeln konnte; ich brauche fernerhin nicht mehr auf das Urteil anderer zu verweisen. Die Gründe, die mich zu meiner Äußerung bewegen, bestehen darin, dass feste Schädelknochen in vielen Bruchstücken vorliegen, ohne dass die Bruchränder irgend welche stärkere Verwitterungen zeigen, und dass oft von einem Skelett nur wenige Knochenteile vorhanden sind, die aber einen so guten Erhaltungszustand besitzen, und deren Bruchstellen jetzt noch so scharfkantig sind, dass anzunehmen ist, dass die benachbarten Knochen und die leider heute fehlenden Bruchstücke bei einer sorgfältigen Ausgrabung ebenfalls unversehrt hätten gehoben werden können.

Ferner führt Herr Prof. Dr. J. Kollmann als Beweis für die „sorgfältige Ausgrabung“ das Auffinden von Gehörknöchelchen an. Dass diese für die Sorgfalt der Ausgrabung keinen Beweis liefern, werde ich an anderer Stelle genauer anführen und will hier nur betonen, dass solche Knöchelchen, wenn sie überhaupt noch nicht verwittert sind, in einer sehr grossen Zahl von Schädeln gefunden werden können, wenn diese bei der Reinigung richtig behandelt werden. Die Gehörknöchelchen liegen gewöhnlich in der den Gehörgang anfüllenden Erde. Vor den Augen des Konservators des Landesmuseums, Herrn Blanc, gab ich den Beweis, dass sogar in Bruchstücken von Schläfenbeinen, die von einer nur oberflächlich angestellten Grabung herrühren, diese Knöchelchen bei richtigem Suchen gefunden werden können.

Wenn zum Schlusse Herr Prof. Dr. J. Kollmann anführt, dass sogar Säuger-Unterkiefer von nur wenigen Millimetern Länge aus dem Schutt hervorgeholt wurden, so hätten eben um so mehr die doch gewiss ansehnlich grossen Menschenschädel und Röhrenknochen eine bessere Würdigung finden sollen.

Zum Schlusse möchte ich noch besonders auf den hohen Wert hinweisen, den oft unansehnliche Skelettreste durch eine genaue, von fachmännischer Seite ausgeführte Untersuchung gewinnen können. Dass diese spärlichen Knochen aus dem Schweizersbild Herrn Prof. Kollmann das Material für seine höchst interessante Pygmäentheorie gaben, die erst heute durch das ganz intensive Studium kleinwüchsiger Völker der verschiedenen Erdteile erneutes Interesse gewinnen, mag wohl dazu dienen, die diesem Material geschenkte, durch Herrn Prof. Kollmann begründete Aufmerksamkeit zu erhalten, ja zu vergrössern.

Sollte diese Erklärung etwas dazu beitragen, dass fernerhin bei archäologischen Ausgrabungen den Skelettresten noch mehr die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde und dass der Wunsch, es möchten beim Auffinden von menschlichen Knochen anthropologisch geschulte Fachmänner beigezogen werden, der endlichen Verwirklichung näher rücke, so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

12. Thurberg am Ottenberg (Bez. Weinfelden, Thurgau).

Ein dortiger Besitzer, Häberli, hat an der Stelle, wo das mittelalterliche Schloss lag, ein neues Haus errichtet und dabei prähistorische Funde gemacht. Hinter dem Schloss ist eine grosse Scheune, welche beim alten Schlossgraben erbaut wurde. Dabei stiess er auf Gruben von ca. 1,5 m Durchmesser, die mit Lehm und Steinen ausgepolstert gewesen seien (Wohngruben?). Im Schutte und bei den Mauern fand er Brandschichten, Steinbeile, neolithische Scherben, worunter eine mit Schnurverzierung, einige Knochen und Hirschhornstücke. Unter den Funden ragen hervor ein Nephritbeil, ein Saussuritbeil, einige Steine mit Sägeschnitten in Serpentin, ein Quarzitbeil, Scherben mit Fingereindrücken und mehrere mittelalterliche Sachen. Beim Studium der Schichtungen zeigte es sich, dass man offenbar den Schutt der alten Ansiedelungen planiert und dann die ältere Burg darauf errichtet hatte. Offenbar ist sie in ein altes Refugium eingebaut worden, welches die neolithische Ansiedelung enthielt. Auch die Römer haben nachmals diesen Platz gelegentlich benützt. Notizen von Heierli in seinem Archäol. Tagebuch unterm 18. Mai 1912. Über die mittelalterliche Burg vgl. Rahn, Statistik mittelalterl. Kunstd. Thurgau, pag. 385 ff.